

Hekuba im Siegerland

Lass dich nicht so ziehen, sagt die Mutter. Der Junge an ihrer Hand geht staksig, wie mit steifen Beinen. Die Fasern der Schurwolle seiner Sonntagshose kratzen auf der Haut des Jungen, die noch weich und empfindlich vom Baden ist. Der Kies knirscht unter ihren Schritten. Die Wege des Kurparks sind frisch geharkt. In den Wipfeln der hohen Tannen krächzen Raben. Der Vater geht abseits, in sich versunken. Sie müssen Oma besuchen. Seit einem Monat lebt sie in der Nervenheilanstalt des ostwestfälischen Kurbads. Oma Elli ist eine böse Frau, sagt die Mutter.

Als der Vater selbst noch ein Kind, als er noch das Wölfchen war, trug ihn seine Mutter – Oma Elli – auf Händen. Der Vater war nicht einfach ein Junge, er war ein Prinz. Das wusste allein seine Mutter. Ein Prinz trägt Samt und Seide. Oder wenigstens, in einem ärmlichen Bergmannshaushalt in einem Dorf im Siegerland, lange weiße Hosen und eine weiße Matrosenjacke. Einem Prinzen liest man die Wünsche von den Lippen ab. Das gilt aber nur für die Wünsche eines Prinzen. Denn der kleine Wolfgang will kein Prinz sein. Das Hänself der Kameraden. Doch es hilft kein Bitten und Betteln; der Wunsch der Mutter, der Welt einen Prinzen, *ihren* Prinzen zu zeigen, ist stärker. Und stark ist auch die Angst des Jungen, er könne einmal kein Prinz mehr sein für seine Mutter.

Sein Vater, der Polizist des Dorfes, kann dem kleinen Wolfgang nicht helfen. Der bewundert seinen Vater, der groß und kräftig, entschlossen und muskulös ist. Aber er bemit-

leidet ihn auch, weil er weit unter ihm, dem Prinzen, in der Gunst seiner Mutter steht. Diese verachtet ihren Mann: nie und nimmer würde er ihrem einstigen Liebhaber, dem Oberstabsarzt im Militärhospital der rheinländischen Universitätsstadt, das Wasser reichen können, der sich in den Jahren des Ersten Weltkriegs herabgelassen hatte, sie, das Dienstmädchen vom Lande, zu verführen, ihr ein Kind zu machen, den Abort zu organisieren. Danach ließ er sie fallen. Gleichermaßen geschändet und (wenngleich für kurze Zeit) emporgehoben in eine Welt des Glanzes und der Macht, kehrt sie in das schmutzige Nest im Siegerländischen zurück. Dort findet sie in einem ehemaligen Freikorpskämpfer einen gefügigen Knecht, der sie beschützt und versorgt. Sie heiraten, als die Freikorpsverbände aufgelöst und in Reichswehr, Polizei und die Sturmabteilung der Nazis übergangen. Im kleinen Fachwerkhäuschen der Eltern finden sie Unterschlupf. Der größte Raum ist als gute Stube der gesellschaftlichen Repräsentation vorbehalten, fürs Wohnen verloren. In beklemmender Enge zieht sich Oma Elli ihren Prinzen heran. Sie verbietet ihm (was sie sich selbst längst abgewöhnt hat), die Nachbarn zu grüßen oder gar mit ihnen zu sprechen.

Schüchtern und schweigend geht der Vater, der in den Polizeidienst übernommene Kämpfer, dem Prinzen seiner Frau aus dem Weg. Der Vater kann dem kleinen Wolfgang nicht helfen, kein Prinz mehr zu sein. Aber Adolf Hitler kann ihm helfen: die Uniform des Jungvolks bewahrt den kleinen Wolfgang davor,

vor den Augen der anderen im peinlichen mütterlichen Glanz zu erstrahlen. Die Uniform des Jungvolks macht ihn gleichsam unsichtbar, zu irgendeinem unter vielen anderen. Sie schützt ihn vor den spöttischen Blicken. Dabei ist ihm sogar ganz recht, wenn er mit seinem Körper, im Schatten der mütterlichen Macht verwöhnt und verweichlicht, ein eher schlapper, unansehnlicher Jünger des Führers wird. Genauso stark wie die Angst, die Affenliebe seiner Mutter zu verlieren, ist sein Wunsch, sich der Häme und der Scham zu entledigen, die diese Liebe mit sich brachte.

Aber gegen die Uniform des Führers kommt die Mutter nicht an. Auf der anderen Seite erlebte die Mutter sogar Stunden unverhofften Glücks. Ihr Mann, dies biedere, einfältige Wesen, schien sich wider Erwarten als ein Wesen zu entpuppen, das teilhaben konnte am Glanz der Macht: höchste SA-Führer, alte Kampfgefährten der Freikorpszeit, waren seine Freunde, verkehrten nunmehr im engen Fachwerkhäuschen des Dorfes im Siegerland. Sturmführer, Sturmbannführer, Standartenführer: Strahlen der Macht drangen ins Heim von Oma Elli, ähnlich wie einst in der Villa des Oberstabsarztes, als sie in ihre Seele, ja ihren Körper gedrungen waren. Das versetzt sie in einen euphorischen Dauer-Rausch. Sie verhöhnt offen die Nachbarn, beschimpft die polizeilichen Vorgesetzten ihres Mannes, denen sie klarmachen muss, mit wem sie es bei ihrem Mann zu tun haben. Doch der Röhm-Putsch macht Oma Elli einen Strich durch die Rechnung. Kaum ist die SA entmachtet, schrumpft ihr Knecht wieder auf sein gewöhnliches Maß zusammen. Und er wird strafversetzt.

Der kleine Wolfgang und sein Vater sitzen im Dritter-Klasse-Abteil eines Bummelzuges. Sie waren in Köln, um ein Auto anzusehen, den Preis, die Raten auszuhandeln. Der Junge ist stolz, den Vater, wie immer in Uniform, auf seiner Mission begleiten zu dürfen. Er sehnt sich nach Nähe, doch der Vater, das Koppel fest um den Leib geschnürt, vermeidet jede Berührung und schweigt. Die Mission war von vornherein aussichtslos. Sie haben kein

Geld für ein Auto, sie haben Schulden. Sie reisten nach Köln im Auftrag der Mutter. Die Mutter kämpft nach dem Desaster mit der SA verzweifelt darum, den ihr und ihrem Prinzen zustehenden Platz in der Welt, das heißt im Dorf zu erobern. Ihren phlegmatischen Landsknecht trieb sie wieder und wieder an, sich für Lehrgänge für Polizeioffiziere zu bewerben. Zweimal ließ man ihn teilnehmen: der Vater büffelte wochenlang, doch welche Blamage dann bei den Abschlussprüfungen! Zurück schlich ein Hund mit weidwundem Blick, von seiner Herrin mit stiller Verachtung gestraft. Die Angst, den ihr und ihrem Prinzen angemessenen Rang womöglich niemals zu erlangen, machte sie krank. Dann wie ein letzter rettender Gedankenblitz: Niemand im Dorf besitzt ein Privat-Auto (ihr Mann aber den Führerschein)! Doch die Reise nach Köln war vergeblich, sie könnten die Raten nicht bezahlen. Bekümmert und schweigsam sitzen Vater und Sohn auf der Rückfahrt nebeneinander. Als sie am winzigen Bahnhof des Dorfes ankommen, sehen sie bereits den Giebel ihres Hauses, das bläuliche Schwarz der Dachschiefer. Es ist früher Nachmittag. Die Schlagläden des Schlafzimmerfensters sind geschlossen. Da ist was passiert, murmelt der Vater. Sie beschleunigen ihre Schritte. Als sie die Haustür öffnen, hören sie lautes rhythmisches Stöhnen, gelegentlich von spitzen Schreien unterbrochen. Als sie die Schlafzimmertür öffnen, sehen sie den Körper der Mutter sich krampfhaft aufbäumen, das Becken schnellt auf und nieder, Rücken, Becken, Beine wölben sich in wilden Rhythmen auf; dann wieder geht ein Zucken durch den Körper wie bei einem elektrischen Schlag. Das Gesicht der Mutter ist nur noch eine Grimasse, die Gesichtszüge konvulsivisch verzerrt. Es ist nicht mehr das Gesicht der Mutter, es ist das Gesicht einer Kreatur in Ekstase, die das Joch ihres Lebens abschüttelt, die Bilder von Tochter und Geliebter, von Mutter und Gattin abschüttelt. Die bereit ist zur Auflösung. Entsetzt spricht der Vater die Mutter an. Unklar, ob sie ihn und ihren Sohn erkennt. Mit dunkler, fremder Stimme dringen durch den Strom des Stöhnens und Schreiens vereinzelte Worte:

Auto, Dr. Schönbach, Morphium. Der Vater drückt den Kopf des Jungen an seinen Bauch, hält ihm seine großen Hände vors Gesicht. Eine Maske vor dem Nichts.

Unter den energischen Schritten der Mutter knirschen die Kieselsteine auf den penibel geharkten Wegen des Kurparks. Das zarte wässrige Grün der Büsche und Laubbäume. Dazwischen ragt der Rundturm des Wasserschlosses. Die Standarte des Fürsten ist gehisst. Der Fürst speist aus goldenen Tellern. Mit goldenem Garn ist das Wappen des Fürsten ins Tischtuch gestickt. Energisch zieht die Mutter am Arm des Jungen. Ihre Miene ist eisig. Ihr Paulchen bockt. Macht mit sechs Jahren noch ins Bett. Ausgerechnet heute, da sie Oma Elli in der Klinik besuchen müssen. Die Mutter ist entschlossen, den Trotz des Jungen zu brechen. Sie tut sich selbst Gewalt an; verbietet sich, ihrer anfänglichen überschwänglichen Liebe freien Lauf zu lassen. Das Beispiel ihres Mannes beweist ihr, was geschehen kann, wenn eine unbedachte Mutter Liebe und Zärtlichkeit für das Kind nicht zu zügeln versteht. Sie will kein Wesen heranziehen, das werden könnte wie ihr Mann. Für die anderen mühte Wolfgang sich ab, stark und souverän zu erscheinen, sie allein wusste, wie weich, willens- und entscheidungsschwach, abhängig von ihr, er war. Ist er betrunken, kommt da, wo man einen Kern des Innern vermutete, eine schleimige Masse ans Licht – eine Rührseligkeit, die plötzlich ins Jähzornige, Brutale umschlagen konnte. Das macht der Mutter Angst, es empört sie aber auch. Nie stellte er sich jemals gegen *seine* Mutter, gegen ihre Sucht, gegen ihre Hasstiraden, die nicht zuletzt sie, die Flüchtlingsschlampe, das Flittchen Dr. Schönbachs (dem sie, obgleich nicht entsprechend ausgebildet, in den Nachkriegsjahren als Sprechstundenhilfe mit ambulanten Aufgaben diente), zum Ziel hatten. Nein, ihr Paulchen durfte so nicht werden. Seinem übertriebenen Liebeshunger, seinen Verfehlungen, seinem Trotz, wenn er jäh und grundlos ein Spielzeug zerstörte oder nachts »Landkarten« auf das Bettlaken kamen, trat sie mit Strenge und Konsequenz entgegen (hier zehr-

te sie von ihren Erfahrungen in der Mädelschaftsführerinnenschule). Die Liebe zum Kind muss sorgsam dosiert sein, eine Art Belohnung, wenn das Eis schmilzt. Darauf muss der kleine Paul heute noch warten. Er weiß nicht, wie lange; weiß nicht, ob die eisige Kruste, die ihm Zuneigung verwehrt, sich jemals auflöst. Der Vater geht weiterhin abseits, schweigend. Ähnlich wie er sich abseits hielt von seiner Frau, als diese mit Paul oder mit einer der namenlosen Fehlgeburten schwanger war. Er ertrug die wissenden Blicke der Anderen nicht.

Eines Tages betritt der kleine Wolfgang die Waschküche im Fachwerkhäuschen der Großeltern. Schräg fällt warmes Licht der untergehenden Sonne in den Raum. Der Junge erstarrt: von der niedrigen Decke hängt ein Reh herab, mit dem Kopf nach unten, die Läufe oben zusammengebunden. Die braunen Augen sind weit aufgerissen, in ihrem Blick ist die Todesangst eingefroren. Sie scheinen zu flehen. Der Junge bleibt wie angewurzelt stehen, Grauen überfällt ihn. Er kann den Blick nicht abwenden, den Anblick aber auch nicht ertragen. Ebenso wenig, wie er das Schlachten der Schweine und besonders der Hühner ertrug. Wie sie nach dem Abhacken der Köpfe noch kopflos umherflogen. Er wird kein Jäger werden, wie sein Vater einer war. Kommt Wildbret oder Hühnerfleisch auf den Tisch, kann er nicht mitessen.

Im Wind flattern rotweiße Hakenkreuzfähnchen zwischen bunten Girlanden. Aus dem Lautsprecher, der an einem hölzernen Telegraphenmast befestigt ist, plärrt eine Stimme aus dem Volksempfänger, dazwischen Marschmusik. Vor der Scheune des kleinen Fachwerkhauses hat man Tische aneinandergereiht, festlich gedeckt. Klirren von Gläsern, helles Auflachen der Frauen. Seine Großeltern, bei denen der kleine Wolfgang sonst Zuflucht suchte, wenn die Mutter krank war und schrie, der Vater apathisch oder auf der Jagd, feiern Goldene Hochzeit. Wolfgang sitzt neben seinem Vater, beide in Uniform. Er blickt verstohlen in die Runde, nach hinten zur Auffahrt, aber er kann Gustav nicht finden,

seinen Freund aus dem Nachbarhaus, der, wenn Wolfgang etwa in der Schule nachsitzen musste, draußen auf ihn wartete. Gustavs Vater ist ein »Sozi«, sagt die Mutter. Er war zeitweise verschwunden und dann sicherlich nicht im Krankenhaus, denn wenn er auf einmal wieder da war, bemerkte der kleine Wolfgang genau, dass er bleich, abgehärmt aussah und kein Wort herausbrachte. Wo bleibt denn Gustavs Familie, fragt Wolfgang seinen Vater, der aber nur unwillig den Kopf schüttelt. Musste Gustavs Vater wieder ins Gefängnis? Ist er ein Verbrecher?, bohrt der Junge weiter. Sein Vater, der Polizist, nimmt seinen Sohn an die Hand, zieht ihn von der Festtafel weg, biegt mit ihm zügig um die Ecke, die Treppe hinunter zur Waschküche. Er geht in die Hocke, legt seinem Sohn den Zeigefinger auf den Mund, eindringlich auf ihn einflüsternd: Nein, Gustavs Vater sei kein Verbrecher, nur denke er »anders als wir« und müsse deshalb in ein Konzentrationslager – »zum Umschulen«. Drohend hebt der Vater den Zeigefinger: Aber kein Wort! Das Schweigen kennt Wolfgang schon, kennt es von der Schule, als sein Banknachbar plötzlich nicht mehr zum Unterricht erschien, der Junge, der wie Wolfgang die Kletterstangen nicht hochkam, sodass der Turnlehrer, Sturmbannführer der SA, den beiden mit einer Stecknadel in den Hintern pikste, das Grölen der Anderen. Als der Platz seines Nachbarn leer blieb, grölte niemand. Das Schweigen beunruhigt den kleinen Wolfgang. Es beunruhigt ihn auch diesmal, ihn schwindelt. Doch er ist stolz, mit dem Vater ein Geheimnis zu teilen.

Die Mutter hat vor dem Fest eine Morphiumspritze (mit allerdings geringer Dosierung) bekommen, damit sie keine Szene macht. Ihre glühenden Augen verschlingen den Bruder, der gerade zum Ortsgruppenleiter und Gausprecher ernannt worden ist. Seine mit goldenem Garn bestickte braune Uniform blitzt in der Sonne. Er hält die Festrede. Er hält auch die Dankesrede im Namen seiner Eltern, den Jubilaren. Den Guten sei die Gabe der Rede nicht gegeben. Wolfgangs Blick heftet sich wehmütig an das zierliche, etwas eingefallene Gesicht der Großmutter mit den schelmi-

schen Augen, an die massige Gestalt des Großvaters, in einen schwarzen Sonntagsanzug gezwängt, mit den von jahrzehntelanger Bergmannsarbeit ewig rauen Händen, die ihm, dem Wölfchen, so gerne über den Kopf strichen. Seitdem sein Vater unerklärlicherweise in ein anderes Dorf versetzt worden ist, kann Wolfgang nicht mehr zu den Großeltern fliehen, wenn die Mutter krank ist, wenn sie schreit, ob vor Schmerz, ob vor Wut, wenn sie nach dem Arzt brüllt, wenn ihr Gesicht sich in die Fratze einer Unbekannten verwandelt. Wolfgang lebt in zwei Welten, zwischen denen es keine Brücken zu geben scheint: einmal die lichte, geordnete Welt wie hier um die Festtafel, wo die metallischen Litzen, Kragenspiegel der Uniformen, die silberne Brillenfassung Dr. Schönbachs, der goldene Kranz im Haar der Großmutter im Sonnenlicht strahlen, eine Welt klarer, manchmal glänzender Bedeutungen, die auch in das Gesicht der Mutter einen Glanz, ein wollüstiges Lächeln zaubern konnten. Auf der andern Seite eine Welt des Unheimlichen und Geheimen, wohin Gustavs Vater und Wolfgangs Banknachbar, ein Jude, verschwunden waren, eine von Dämonen bevölkerte Welt, wovon die Augen des toten Rehs, wovon Worte künden, die von Schweigen gleichsam eingerahmt, eisumrandet sind, Worte wie *Morphium* oder *Konzentrationslager*, die Wolfgang nicht aussprechen darf, die in Abgründe führen, ähnlich der stockdunklen Vorratskammer neben der Waschküche. Da wirst du eingesperrt, drohte die Mutter, wenn ihr Prinz ihre Verbote, die Nachbarn zu grüßen oder mit ihnen zu sprechen, nur unzu-reichend befolgte.

Nach den Enttäuschungen und Blamagen, die sie durch ihren Mann erdulden musste, der es niemals in die höheren Ränge der Polizeioffiziere schaffen würde, der ihrer Familie weder durch die Anschaffung eines Autos noch eines Dienstmädchens Ansehen im Dorf würde erobern können, verfiel Oma Elli auf den Gedanken, dass es nun eben ihr Prinz selbst richten müsse. Nachdem ihr Dr. Schönbach endlich, endlich eine Spritze verabreicht hatte, stand es ihr klar leuchtend vor Augen: ihr

Wölfchen musste auf eine Eliteschule des Führers! Ihr Mann bekam den Auftrag, sich bei seinen alten Freikorps- und SA-Kameraden umzuhören, von denen einer, wie sich zeigte, tatsächlich einen Bruder hatte, der die Napola in Dietz an der Lahn leitete. Es traf sich, dass der Sohn eines Fabrikanten aus dem Nachbardorf sich ebenfalls um die Aufnahme dort bewarb. Im Auto des Fabrikanten fuhr Oma Elli durch das Dorf, um ihren Prinzen dem Führer zum Geschenk zu machen.

Das Knirschen, das die energischen Schritte seiner Frau auf dem Kiesweg des Kurparks hervorrufen, schmerzt im Kopf von Pauls Vater. Sein Kopf ist verkatert. Er musste in den Rausch flüchten, um den verwirrenden Gedanken und Gefühlen zu entkommen, die am Vortag ein Patient in ihm aufgewirbelt hatte. Er war schon voller Krebs in seine Station der Universitätsklinik eingeliefert worden. Um ihm das Sterben zu erleichtern, hatte Pauls Vater als Oberarzt angeordnet, die Dosierung der synthetischen Opiate deutlich zu steigern (seine jüngeren Kollegen hatten da Skrupel). Der Sterbende erzählte Pauls Vater von einer Eliteschule der Nazis, der Napola in Dietz an der Lahn. Ob er, der Arzt, davon gehört habe. Der hörte auch den Stolz, der in der Stimme des Sterbenden mitschwang. Sie wären als Elite des Führers militärisch voll ausgebildet worden. Gar nicht erst in die Wehrmacht gekommen, die Grundausbildung brauchten sie nicht, gleich zur Waffen-SS, Division Feldherrnhalle. Kamen direkt an die Front, mit modernster Ausrüstung. Große Erfolge, die Kampfeinheit eine verschworene Gemeinschaft, die meisten Jungen starben den Heldentod. Einer war schon in Dietz zum Helden geworden. Dabei war er – hier setzte der Todkranke zum Lachen an, das in ein rasselndes Geräusch übergang – ein Bettnässer, der sich beim Morgenappell vor versammelter Mannschaft mit seiner verpissten Matratze präsentieren musste. Hatte sich bei einer Übung auf eine scharfe Handgranate geworfen, die ein Kamerad, ausgerutscht, mitten in die eigene Truppe geschleudert hatte. Blutige Fleischfetzen überall. Wir sahen aus wie Metzger.

Pauls Vater bemitleidet aufrichtig seinen etwa gleichaltrigen Patienten, dem nun ein jämmerlicher Tod im Krankenhaus bevorstand. Pauls Vater lehnt Ideologie und Rassenwahn der Nazis strikt ab. Trotzdem beneidet er den Sterbenden darum, zur Elite des Führers gehört zu haben. Und er beneidet dessen Kampfgefährten um ihren Heldentod, von dem er als Junge geträumt hatte. Er selbst hatte damals die Aufnahmeprüfung in Dietz, die acht Tage dauerte und einer vormilitärischen Ausbildung glich, nicht bestanden. Der wohlgenährte Körper des Wölfchens kam auf keinen Baum ohne tiefe Äste und auch die Kletterseile nicht hoch. Das war bitter, vor allem weil es bitter für seine Mutter war, die auf ihn gesetzt hatte. Nach all den Blamagen seines Vaters hatte nun auch er die Mutter enttäuscht. Als sei sie nicht schon lebensmüde genug. Die Erinnerung des Versagens lag schwer auf Pauls Vater, wie auch seine Mutter (sich damit tröstend, dass ihrem Wölfchen niemand aus Hitlers junger Elite »geistig das Wasser reichen« könne) schwer auf seiner Seele lag, deren Fasern sie wie ein süßes, berauschendes Gift durchtränkte. Mit einem Heldentod hätte er ihre Sehnsüchte stillen und sich gleichzeitig von ihr befreien können. (Als er es Jahre später zum Chefarzt und Professor der Medizin bringen sollte, war ihr Gewicht nicht geringer geworden, auch wenn sich der Körper von Oma Elli schon auflöste in der eisengrauen Erde des Siegerlandes).

Oma Elli, einst die heimliche Braut eines großen Arztes, lebt auf. Endlich hatte Dr. Schönbach, nachdem er ihrem Drängen nachgegeben und einen Spezialisten zu Rate gezogen hatte, zugeben müssen, dass es sich bei ihrer Krankheit keineswegs, wie Dr. Schönbach und die meisten Leute im Dorf frech behaupteten, um eine Einbildung handelt, sondern um eine innere Vereiterung der Niere. Oma Elli weiß intuitiv, dass ihr Krankheitsbild praktisch einzigartig und so bedeutsam ist, dass es hochrangige Mediziner interessieren muss, die anstehende Operation – natürlich privat – auszuführen. Einem Operateur in Essen-Steele wird dies fachliche Glück zuteil.

Es war, erzählt Oma Elli, die längste und schwierigste Operation, die dieser erfahrene Urologe jemals durchführte. Der Krankenhausaufenthalt zieht sich hin, weil eine Sekundärheilung eintritt. Als Privatpatientin in der Obhut medizinischer Kapazitäten der Großstadt sieht sich Oma Elli durchaus einmal an ihrem Platz. Endlich sind ihre Gesichtszüge, unterstützt durch das Morphium, gelöst. Auch für Wolfgang, seinen Vater und die übrige Familie ist dies eine schöne Zeit. Sie müssen um die Mutter keine Angst haben; sie müssen vor der Mutter, ihrem Zorn, ihrem Rasen keine Angst haben.

Der kleine Wolfgang war selig, wenn er unbefangen mit Menschen umgehen konnte, die ihm Vertrauen einflößten. Er war vertrauensselig, weil hungrig nach Vertrauen. Im Dorf, in das der Vater, ohne befördert zu werden, versetzt worden war, fanden sie auf einem Bauernhof eine passende Wohnung und in dem Besitzer einen Vermieter, der einfach nicht zu beleidigen war. Auch von Oma Elli nicht. Ihr Wölfchen hängte sich an den Bauern, wich ihm nicht von der Seite. Während sein Vater auf den zwei, drei Dorfstraßen patrouillierte, um gebührenpflichtige Verwarnungen auszusprechen, oder in den weiten Wäldern des Siegerlandes auf die Jagd ging, fuhr Wolfgang mit Bauer Bosselmann Kohlen aus. Er saß auf dem Bock neben seinem großen Freund, der den Pferdekarren zum nahen Steinkohlebergwerk lenkte, half die schweren Säcke aufladen und an die Kunden verteilen. Gierig tauchte er in die gelassene, ruhige Atmosphäre des Bauern; gierig sog er Vertrauen in sich hinein. Stand eine Bestattung an, fuhr der Bauer den Leichenwagen. Der kleine Wolfgang lief dann mit zum Friedhof. Wie im Triumphzug kehrte der Junge neben dem nun vornehmen Kutscher, in Frack und Zylinder, mit festlich geschmückten Pferden ins Dorf zurück.

Als Oma Elli aus dem Krankenhaus nach Hause entlassen wurde, war sie noch nicht gesund. Als sie Dr. Schönbach klargemacht hatte, bei welch großen Medizinern, Universitätsprofessoren ihr Fall Aufsehen erregt und welch unverdientes Glück ihm, Dr. Schönbach,

mit ihrer Weiterbehandlung zuteil werde, weigerte sich dieser, ihr Morphium zu spritzen. Er sehe dafür keine Indikation, der Arztbrief aus Essen bestätige ihn darin. Da tobte und schrie Oma Elli, musste gewaltsam abgehalten werden, sich auf den Landarzt zu stürzen, ihre Nägel in sein Fleisch zu bohren. Aus Rücksicht auf die Angehörigen gab er ihr dann doch eine Spritze. Dann ist aber Schluss! Als Oma Ellis Rasen und Schimpfen irgendwann zu nichts mehr führten, wurde sie gelähmt. Da musste ihr Mann Krankenschwestern besorgen (und bezahlen), die sie pflegten, was dazu führte, dass Oma Elli schimpfte und raste. Der kleine Wolfgang schlich auf Zehenspitzen durchs Haus, hatte Angst vor dem Wesen, in das die Mutter sich verwandelte. Nur wenn sie ausnahmsweise ruhig schien (was in der Regel damit zusammenfiel, dass Dr. Schönbach vor dem Ansturm der Angehörigen kapitulierte und jemanden zum Spritzen geschickt hatte), wagte sich der Junge ins Schlafzimmer. Mein liebes Wölfchen, sagte Oma Elli da und hob die Decke an, damit ihr Prinz hineinschlüpfen konnte.

Eines Morgens will der kleine Wolfgang das Badezimmer betreten, kann aber leider nicht hinein, weil seine Mutter schon da ist. Sie sitzt mit dem Rücken zur Tür auf einem dicken Polsterkissen. Um den Hals hat sie sich eine Schlinge aus Wäscheleine gelegt, die sie an der Türklinke befestigt hat. Als ihr Wölfchen gegen die Tür drückt, ist sie gerade dabei, das Polsterkissen wegzustoßen. Der Junge schreit und zerrt an der Wäscheleine, aber Oma Elli entwickelt Kräfte, die weit über das von ihr gewohnte Maß hinausgehen. Der Junge beißt ihr in die Hand, woraufhin ein wildes Zucken durch ihren Körper geht. Sie brüllt, das Gesicht ekstatisch verzerrt. Es gelingt dem Jungen nicht, ihr die Schlinge übers Gesicht hochzuziehen. Da stürzen Männer aus der Wohnung von Bauer Bosselmann herbei. Mühsam ringen sie sie nieder. Während sie auf den alarmierten Rettungswagen warten, stößt Oma Elli obszöne Worte aus. Mein armer Jung, murmelt der Bauer und streicht Wolfgang übers Haar.

Die kleine Gruppe, Vater Mutter Kind, biegt im Kurpark des westfälischen Heilbads links in eine Abzweigung. Sie halten auf ein kleines Wäldchen zu, hinter dem sich das Gebäude der Nervenheilanstalt verbirgt. Zwischen den Wipfeln das dunkle Schiefergrau des Satteldachs. Der kleine Paul fürchtet sich vor den drohenden Blicken der Dachgauben. Vor Oma fürchtet sich Paul eigentlich nicht. Denn Oma hat das Paulchen – eine kleine blonde Lichtgestalt – beinahe so lieb wie früher ihr Wölfchen. Sie lässt ihn mit den Orden, Eisernen Kreuzen, Sturmabzeichen, der Offiziersmütze, sogar mit dem Seitengewehr mit den silbernen Quasten spielen, die ihrem Mann gehörten. Dabei erzählt sie Paul wieder und wieder, wie der Opa an der Spitze seiner Männer vom Russen aus acht Metern Entfernung in den Kopf geschossen worden war. Denn Oma will ihr Glück mit ihrem Paulchen teilen, das ihr im Zweiten Weltkrieg zugefallen war, als sie schon nicht mehr daran geglaubt hatte. Ihr biederer, stummer Knecht ging als königlicher Held in Walhall ein (sein Kommandant, Generalleutnant Knuth, hatte es selbst geschrieben): nicht allein stürmte er im Angriff seinen Männern stets voraus, nicht allein zeichnete er sich durch tollkühnes Draufgehen aus (wie es im Tagesbefehl an die Truppe hieß). Da ihm kurz zuvor das Offizierspatent verliehen worden und sogar die Ausgehuniform schon geschneidert war, fiel er zugleich als Leutnant der Feldgendarmarie – ein lupenreiner Heldentod. Das war eine schöne Zeit für Oma Elli, die selig das Tuscheln, die verstohlen bewundernden Blicke der Leute im Dorf registrierte. Sogar ihr mächtiger Bruder, der jüngste Betriebsführer einer Siegerländer Eisenerz-Grube, der Gausprecher und Ortsgruppenleiter, würde nun nicht mehr auf sie herabsehen. Die Leute im Dorf erzählten freilich, Oma Ellis Mann habe in Russland den Tod gesucht.

Als sie die Freitreppe der Klinik hinaufgehen, erinnert sich Paul an den letzten Besuch von Oma. Abends gab es Aal zum Essen. Die Oma erzählt, wie die Aale im Wasser nach Leichen suchen, wie sie sich in verwesende Körper, in Eingeweide und verfaulte Knochen schlängeln. Dann lässt sie ihr Paulchen von

ihrem Weißwein nippen. Am andern Morgen liegt sie auf dem Sofa, der Tisch neben ihr mit Weingläsern, Gebäckschälchen, Aschenbechern übersät, und sie raucht eine Zigarette. Aber Oma, wenn man im Liegen raucht, stirbt man! Ach mein Paulchen, antwortet Oma Elli, das wär' doch schön!

An der Klinikpforte erfahren Paul und seine Eltern, dass Oma Elli in eine andere, geschlossene Abteilung verlegt wurde. Beklommen folgen sie der Krankenschwester durch die Korridore. Als sie sich der Tür des Krankenzimmers nähern, hören sie lautes Bellen. Ist da ein Hund drin?, fragt Paul. Sie öffnen die Türe. Oma Elli reckt ihr Kinn, das sie stets hoch zu tragen pflegte, steil in die Höhe, biegt den Kopf so weit zurück, dass ihr silbergraues Haar an den Rücken gedrückt wird. Und plötzlich heult Oma Elli auf, ein langgezogenes Uuuuüihuuu, heult auf wie einer jener Wölfe, die früher die dichten dunklen Wälder des Siegerlandes durchstreiften.